

hören, kann fast jede Nacht aus Ägypten oder Irak oder Syrien Vorträge und Kommentare hören, in denen die *totale Vernichtung Israels* als Ziel der arabischen Politik bezeichnet wird. Die Sprecher versuchen nicht einmal, dieses Ziel zu verheimlichen, sie reden auch nicht etwa davon, daß sie sich gegen einen eventuellen Angriff seitens Israels verteidigen würden, sie erklären ganz offen, daß sie keine Ruhe geben werden, bis Israel von der Karte des Nahen Ostens verschwunden ist. Handelskammern und Wirtschaftsministerien der arabischen Staaten, die seit Jahren einen scharfen *Boykottkrieg* gegen Israel führen, gehen in ihrem Haß so weit, sich bei Exportfirmen in Europa und Amerika vor Auftragserteilung zu erkundigen, ob in den betreffenden Betrieben etwa jüdische Arbeiter oder Angestellte beschäftigt seien.

Wenn die sogenannten christlichen Völker, statt den Arabern Waffen zu liefern und zu schenken und damit Öl ins Feuer zu gießen, allen Beteiligten in echter Be-

sorgnis und Anteilnahme zu Besonnenheit und sachlichen Verhandlungen rieten, ließe sich selbst heute noch eine Lösung des Konflikts bewerkstelligen. Solange jedoch die arabischen Länder Rüstungsmaterial vom Westen erhalten, sei es durch offizielle Lieferungen oder jene schmutzigen *Dreiecksgeschäfte* privater Schrotthändler, müssen sie sich in ihrer Politik des Hasses und in ihrer Entschlossenheit, Israel zu vernichten, bestärkt und ermuntert fühlen. So trägt der angeblich christliche Westen dazu bei, im Nahen Osten eine Situation zu schaffen, die wie ein Dynamitlager durch den kleinsten Funken zu einer Explosion führen kann, von deren Ausmaßen sich niemand einen Begriff machen kann. Als Christen wissen wir, daß wir bei der geltenden Weltordnung mit Ärgernissen rechnen müssen, mit Heuchelei, Bosheit und Verleumdung, aber wir kennen auch das warnende Herrenwort: *„Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!“* Der es ausrief, ist der König Israels und Heiland der Welt.“

2. Episode im Niemandsland

Tel Aviv, im April 1956

Im Niemandsland zwischen dem israelischen und jordanischen Jerusalem gab es in diesen spannungsreichen Tagen einen Vorfall, der zunächst, wenn auch nur in einem begrenzten Grenzsektor, eine starke Erregung auslöste, aber zum Unterschied von Gaza mit einem happy end abschloß. Ein neunjähriger Junge war nach einem Streit mit seinen Eltern aus der Wohnung, die unweit der Jerusalemer Grenzlinie liegt, entlaufen und hatte sich ins Niemandsland begeben, wo er trotz auf einem Stein saß und nach der alten internationalen Kinderlogik „Recht geschieht meinem Vater, wenn mir die Ohren abfrieren“ der Dinge harnte, die da kommen sollten.

Bald sammelte sich an der israelischen Grenze eine erregte Menge, die den Jungen zur Rückkehr von seinem gefährlichen Trutzorte zu bewegen versuchte. Auch die erregten Eltern eilten herbei und blieben mit ihren Überredungsversuchen ebenso erfolglos wie die Grenzpolizisten. Der Junge blieb unbeweglich auf seinem Stein sitzen, und alles starrte aufgeregt auf die jordanische Seite, wo sich die arabischen Legionssoldaten bereits für den „Grenzzwischenfall“ zu interessieren begannen. Von der Polizei wurde nun der Stab der Vereinten Nationen alarmiert, der sogleich einen Beobachter an die Grenze entsandte. Dieser setzte sich

unverzüglich mit dem Militärkommandanten im jordanischen Stadtteil in Verbindung und erwirkte, daß den Legionären der Befehl gegeben wurde, nicht auf den israelischen Polizisten zu schießen, der sich nach Abschluß dieser Verhandlungen ins Niemandsland begab, den Jungen an die Hand nahm und zu seinen Eltern nach Israel zurückführte.

Und plötzlich hatte das ganze Niemandsland und das ganze Grenzgebiet, zumindest in diesem kleinen Abschnitt, seinen furchteinflößenden und beklemmenden Charakter verloren. Die Grenzwachen auf beiden Seiten schmunzelten und freuten sich mit der inzwischen stark angewachsenen Zuschauermenge über die Wiederversöhnung von Eltern und Kind, die recht unvermittelt und unproblematisch erfolgte. Alle hatten ein Verständnis an den Tag gelegt, das die schnelle Liquidierung dieses „Zwischenfalles“ ermöglichte: der trotzig Junge, die empörten Eltern, die sonst so einsichtslosen Grenzwachen, die gestrenge Polizei und die gewichtige Maschinerie der Vereinigten Nationen — ... Aber nach zehn Minuten, als sich die Menge verlaufen hatte, kehrte wieder die eisige Spannung in das Grenzgebiet zurück, und die Grenzwachen nahmen wiederum ihre geladenen Gewehre zur Hand. H. W.

(Aus: Aufbau XXII/16. [New York, 20. 4. 56] S. 4)

3. Zum ökumenischen Gespräch

Wir veröffentlichen die folgenden Beiträge in der Hoffnung, daß sie zur Anregung für weitere Gesprächsteilnehmer dienen werden

Es bereitet den Herausgebern des FREIBURGER RUND-BRIEF besondere Freude, im folgenden einige Beiträge bringen zu können, in denen „Der ökumenische Aspekt der christlich-jüdischen Begegnung“, wie er in Catholica XI, 1 (Aschendorff, Münster 1956, S. 1—19) und auszugsweise auch im Rundbrief (Nr. 29/32, S. 9—14) aufgewiesen wurde, überaus deutlich und fruchtbar in Erscheinung tritt. Und zwar insbesondere darum, weil sich dieser ökumenische Aspekt hier als ein doppelter zeigt, dessen beide Seiten dennoch eine Einheit bilden, an der sie wohl beide *unterschieden*, von der sie aber nicht ohne Schaden *geschieden* werden kön-

nen. Man kann nämlich ebensowohl Gespräche führen über die Frage: Was glaubt, sagt und tut der *Mensch*, den Gott gerettet hat? — wie auch über die andre Frage: Welches ist Gottes Wort und Werk, wodurch er dem Menschen die Rettung anbietet? — Wer aber im Menschen Gottes Ebenbild erblickt, der wird sich der letztlichen Einheit dessen bewußt sein, was zur Antwort auf beide Fragen zu sagen ist.

Eben darum möge verstatet sein, im Hinblick auf diese m. E. für den Fortgang unsres (wie jedes) ökumenischen Gespräches äußerst wichtige Einheit zu den folgenden Dokumenten eine kleine Einführung zu geben. Sie versucht, so wenig wie nur möglich von unten Gesagtern vorwegzunehmen, aber so viel wie angängig dazu beizutragen, daß es in

dem Sinne aufgenommen werden kann, in dem es gegeben ist.

Zum Verständnis von *Otto Küsters Vortrag über die Hoffnung* nun darf und muß wohl festgehalten werden, daß er zunächst einmal zur Antwort auf die Frage nach dem geretteten Menschen beiträgt und diesen Menschen in einem ganz weiten Sinne als den Hoffenden bestimmt. Wie sehr sich Küster darin mit heutiger medizinischer Anthropologie einig findet, ist der Studie 'Über die Hoffnung' zu entnehmen, die der Direktor der Heidelberger Medizinischen Universitätsklinik, Prof. H. Plügge, unter dem Titel 'Situation', Beiträge zur phänomenologischen Psychologie (Verlag Spectrum, Utrecht und Antwerpen, 1953) veröffentlicht hat und 'die echte Hoffnung' — zum Unterschied von bloßer Illusion — als 'die in der menschlichen Natur vorgebildete ... Vorform der christlichen Hoffnung' definiert und an Beispielen erweist.

Wenn Küster und Plügge nun feststellen, daß der Mensch gerade der Hoffnung — wie rudimentär sie auch sei — notwendig zu seiner Rettung bedarf, so stimmen beide genau mit dem neutestamentlichen Hebräerbrief (11, 6) wie auch mit der alttestamentlichen und talmudischen Tradition überein, auf die Franz Rosenzweig anspielt, wo er — unter Umkehrung von Dantes Höllen-Aufschrift — gegenüber Eugen Rosenstock als überlieferungsbewußter Jude, von der ersten Erlösung für seinesgleichen bekennt ... eines Tages (Hab 2, 4, — denn er ist beides der Halsstarrige und der Gerechte in einer Person) wird er sie finden: lasciava ogni cosa, außer einer "der speranza. Vor Gottes Stuhl wird der Jude, so heißt es *nur dies eine* gefragt: "Hast du auf das Heil gehofft?" (Briefe, S. 693).

Von da aus wird nun wohl auch der katholische Leser verstehen können, daß es keinen 'Relativismus' oder 'Indifferentismus' zu bedeuten braucht, wenn Küster ausdrücklich proklamiert, er wünsche die von ihm unterschiedenen 'Glaubensstände' (den philosophischen, den jüdischen den katholischen und seinen eigenen evangelischen Glauben) alle *insoweit* zu relativieren¹, als sie dem Nächsten *bei Gefahr* des Heilsverlusts seine Hoffensweise zugunsten ihrer eignen untersagen wollen. Es ist ja ausdrückliche katholische Lehre (zum Unterschied etwa von der calvinistischen) daß auch alle die gerettet werden können, die an unüberwindlicher Erkenntnisunfähigkeit gegenüber unsrer allerheiligsten Religion zu tragen haben² (qui invincibili circa sanctissimam nostram religionem *ignorantia* laborant, Denzinger 1677); und was Küster über die heutigen Modalitäten der 'Erkenntnisunfähigkeit' sagt ist wahrlich eindrucksvoll genug, um an jenen Leserbrief im Christlichen Sonntag³ vor ein paar Jahren zu erinnern, der darauf aufmerksam machte, daß nach Matth 25, 37 ff. die Geretteten beim Gericht keineswegs notwendig Den gekannt zu haben brauchen, Dem sie Gutes taten in Seinen geringsten Brüdern.

Daß Küster selbst in Glaubensdingen zu denen gehört, die er "für ihre Person absolut entschiedene Menschen" nennt, dürfte klar werden — und ihm mit zu der unbefangenen Sicht und Würdigung anderer Glaubensstände geholfen haben, gerade auch des unsrer⁴.

Als besonders glückliche Fügung erschien es den Herausgebern, daß ihnen als dokumentarisches Zeugnis für das, was Küster gerade über die jüdische Art des Hoffens sagt, *"Die Hoffnung Israels"* von Prof. Dr. H. Bergmann zugeht, die an zweiter Stelle abgedruckt ist.

An dritter folgt ein Gespräch mit dem unsern Lesern schon aus manchem Rundbriefbeitrag bekannten Jerusalemer Laien-Theologen *Schalom Ben-Chorin* über sein Werk *Die Antwort des Jona*⁵.

Hier wird nicht so sehr — wie bei Küster — nach der Haltung des geretteten Menschen gefragt als vielmehr nach der

Offenbarung des rettenden Gottes: Wie versteht der Jude, wie der Christ, was uns Gott von Sich kundgetan hat?

Eben darum muß hier deutlicher als bei Küster auch das vorläufig noch Trennende zwischen uns in aller Nüchternheit von beiden Seiten ausgesprochen werden. Die Wahrheitsfrage stellt sich in ihrem vollen Ernst. Wir sind Brüder, aber noch sind wir getrennte Brüder. Nur das Gebet kann schon jetzt unsere Trennung überbrücken, in welchem wir füreinander eintreten.

So ist sinngemäß der vierte und letzte Beitrag, den wir bringen, der Text des gemeinsamen *Gebets*, das regelmäßig von der *Ökumenischen Marienschwesternschaft* in Darmstadt gebetet zu werden pflegt und in dem sicherlich auch der katholische und der jüdische Leser viele oder wenigstens manche Töne angeschlagen finden wird, in die er eintimmen kann.

K. Th.

a) Über die Hoffnung

Vortrag gehalten von Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart¹

Über die Hoffnung war in Deutschland in diesen Jahren manches aus Büchern zu lernen. Josef Pieper hat uns 1949 in einem schmalen, inhaltsreichen Band das Lehrgut der noch ungeteilten abendländischen Kirche, die sogenannte zweite theologische Tugend betreffend, vermittelt, aus Thomas von Aquino schöpfend, der *De spe* geschrieben hat; so hat auch Pieper seine Arbeit einfach genannt: Über die Hoffnung. Dann kam 1952 hier in Frankfurt auf deutsch heraus die großartige theologische Dichtung des im ersten Weltkrieg gefallenen Franzosen Charles Péguy, mit dem vereinfachten deutschen Titel: Das Mysterium der Hoffnung; der Dichter selbst hatte nur einen Portikus, un porche, errichten wollen und überdies seinen Landsleuten noch die theologische Bildung zugetraut, daß sie seinen Titel verstünden: Le Porche du mystère de la Deuxième Vertu. Aus Péguy's Langversen — aber sie sind lang wie die Flügel der Libelle — wob sich vor uns wieder das Bild der drei Tugenden, der drei Schwestern: Glaube, ein treues Eheweib; Liebe, eine Mutter oder eine ältere Schwester, die wie eine Mutter ist, und inmitten, fast übersehen von dem Christenvolk, aber, sieht man näher hin, die beiden Schwestern mit fortziehend, die dritte: „dieses kleine Mädchen Hoffnung“. Fast ungern wende ich meinen und Ihren Blick von dem Anblick ab, um noch auf den erst kürzlich erschienenen, der wissenschaftlichen Philosophie zugehörigen Versuch Otto Friedrich Bollnows hinzuweisen, in seinem Buch „Neue Geborgenheit“ den unbehausten Existenzialismus zu überwinden, indem er den Menschen, statt ihn in die Angst zu werfen, auf die Hoffnung bettet. Ich will keine Stellung dazu nehmen, ob das gelingen konnte; doch glaube ich, daß von all solchen helleren Philosophien die einzigartige Erschließungskraft der Angst unterschätzt wird.

Gewiß aber mußte eine Philosophie des Existierens auf die Hoffnung stoßen. Im heutigen Philosophieren fragt der Mensch unabdinglich nach sich selbst. Er will wissen, was er ist, und seinen eigenen Anteil an dem, was er ist. Offenbar hat er ja selbst ursächlichen Anteil an dem, was er ist, wenn wir auch um den Ausdruck für diese Bewandnis noch immer etwas verlegen sind. Daß der Mensch das Wesen sei, das sich bilde, dieser klassische Ausdruck hat nicht nachhaltig die Grundbewandnis bezeichnen können. Daß der Mensch das Wesen sei, das sich macht, diese Formulierung unserer Zeit kann sich zwar nicht abnutzen wie der Ausdruck: sich bilden; aber wegen der Anmaßung, die sie enthält, befriedigt sie nicht. Aber einstweilen kann man auf deutsch die Grundbewandnis für jeden Hilfsarbeiter verständlich damit ausdrücken, daß der Mensch das Wesen sei, das sich einstellt.

Von einer Grundeinstellung redet, wer von der Hoffnung redet. Lassen Sie mich zunächst eine Vororientierung geben.

¹ Nur ein beiläufiger Tatsachen-Irrtum ist zu berichtigen: Es wäre (S. 18) einzusetzen: Henri Bergson, wo Küster Simone Weil nennt; über diese vgl. unten S. 63¹

¹ in der Ges. für christl.-jüd. Zusammenarbeit Frankfurt/Main am 3.12.1955.